



Die Religion der Japaner.

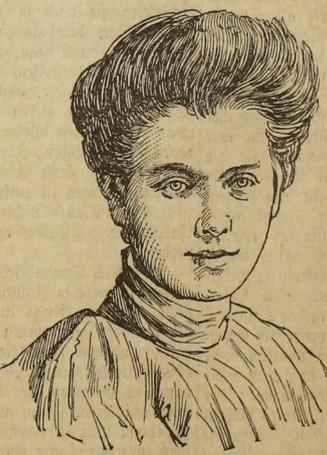
In einem „Japan, by the Japanese“ betiteltten Buche veröffentlicht Alfred Stead Mitteilungen und Zuschriften, die er von den berühmtesten jetzt lebenden Japanern über die gesamte materielle und geistige Kultur des modernen Japan erhalten hat; besonders interessant sind hier die Aeußerungen, die von der japanischen Religion handeln und viel dazu beitragen können, die seelische Grundstimmung, die Weltanschauung, die vielfachen Vorzüge, aber auch die mannigfachen Schattenseiten in dem sittlichen Charakter der modernen Japaner zu beleuchten. Darüber äußert sich Professor Inazo Nitobe. Er meint, Japan habe keine Religion im europäischen Sinne. Ihm müsse das „Bushido“, die altererbte Tradition einer ritterlichen Moral, jene tiefen und leidenschaftlichen Gefühle erregen, die sonst eine religiöse Begeisterung erweckt. Das „Bushido“ erklärt der Professor für einen Ehrenfoder. „Es ist nicht vom Himmel her offenbart worden, und dieser Glaube taumt sich auch keines



Zur Verlobung des Kronprinzen.



Kronprinz Wilhelm.



Herzogin Cecilie.

Stifters, der ihn begründete, rühmte. Seine tiefste Wurzel hat er in dem eingeborenem heiligen Gefühl der Scheu vor allem Unrecht und in dem festen Willen, den rechten Weg zu gehen. Es gibt keine philosophischen Gründe für dieses Sittengesetz, aber es ist gleichbedeutend mit dem kantischen Moralprinzip, das an die Stelle der himmlischen Verfündigung die Stimme des Gewissens setzt.“

Die erste Pflicht jedes Menschen sei, Herr seiner selbst zu sein. Unser Gewissen sei das einzige Kriterium für gut und böse. Tapferkeit sei die höchste Tugend; zu leiden und zu entbehren seien die Pflichten des Mannes. Rechtschaffenheit und rechtlicher Sinn seien eng verbunden mit einem tapferen Mut, und Wohltätigkeit die schöne Krone einer wahrhaften vornehmen Gesinnung. „Die Liebe, wie sie Christus gelehrt“, sagt der Professor, die ist das „Ewig-weibliche“; das „Ewig-männliche“ ist Mitleiden und ein wohlthätiger Sinn. „Das Bushido“ gründet alle Moral nicht auf die Ehe, sondern auf die Abstammung; das Christentum lehrt, daß die Liebe der Eheleute stärker sein solle und mächtiger als die zwischen



Trilby.

Aus dem Französischen übertragen von A. B. R. n. e. r.

(Fortsetzung)

[Nachdruck verboten]

Eltern und Kindern. Für den Japaner ist alles höchste und Schönste in der Kinderpflicht beschlossen. Nitobe kommt zu dem Resultat: „Die Religion des Japaners ist nicht die, die Christus lehrte; es ist eine Mischung und Bindung aus vielen Bestandteilen, ein Konglomerat von etwas jüdischer Starrheit, von ägyptischer Asele, griechischer Erhabenheit, römisch-jähem Aberglauben und von deutscher Mystik.“ „Bushido“ ist mehr eine Sache des Gefühls als eine Sache des Glaubens.

Professor Hommi setzt auseinander, daß die wahre Religion der Japaner in Ahnenerehrung bestehe, und dieser Kult, der zu den Vorfahren des Kaisers, den Ahnen des Stammes und den Urvätern der eigenen Familie bete, habe einen großen Einfluß auf Leben und Sitte des Japaners; auf diesen Ahnenkult sind die wichtigsten Institutionen gegründet. Dieser Mangel an einer eigentlichen Religion scheint doch einen gewissen moralischen Tiefstand herbeigeführt zu haben. Das kaufmännische Ehrgefühl des Japaners soll nach einer Angabe des größten japanischen Kapitalisten, Baron Shibusawa, sehr gering sein, und auch die Erziehung leide darunter, daß kein bestimmter religiöser Kanon sittlicher Gebote vorhanden sei. Von den Versuchen, eine neue Religion zu begründen, sagt Graf Okuma: „Einige wollen zu alten Formen zurückkehren, die dem vaterländischen Sinn entsprechen; andere wollen das Christentum einführen; andere lehnen sich an Kant an; andere wieder an andere Philosophen. Alles ist in Verwirrung; nur eins könnte da helfen; wenn ein großer Mann, ein Führer der Menschen aufstünde, der alle mit fortziehe.“

Nicht viel hoffnungsvoller als diese Aeußerungen klingen die Mitteilungen über die Verbreitung des Christentums in Japan und die Bedeutung, die ihm in diesem Chaos von Religionen zukommt, die ein Mitarbeiter des „Sunday Magazine“ auf Grund von Mitteilungen erfahrener Missionare gemacht hat. Er behauptet, daß kein Volk auf Erden sich dem Atheismus mehr näherte, als die Japaner. Das Christentum mache denn auch in Japan nur sehr langsame Fortschritte. Kein Zeichen deute darauf hin, daß man sich wirklich der christlichen Lehre zuwende: Viele hervorragende Männer begünstigten zwar die Einführung des Christentums als Staatsreligion des Landes, und eine Kommission japanischer Staatsmänner, die vor einigen Jahren Europa bereiste, um die abendländische Kultur zu studieren, habe zu diesem Schritt geraten, aber wenn dies Ereignis wirklich — und das sei nicht so unwahrscheinlich — eintreten sollte, so wäre es eine rein politische Maßnahme. Nicht allgemein dürfte die Tatsache bekannt sein, daß während des Konflikts mit China im Jahre 1894 und auch in dem jetzigen Krieg die japanische Regierung einer Anzahl eingeborener christlicher Prediger die Erlaubnis erteilte, das Heer als Kapläne zu begleiten. Auch wurde gestattet, daß die „Britische und Ausländische Bibelgesellschaft“ zusammen mit der nationalen Bibelgesellschaft Schottlands unter die japanischen Soldaten, die in den Krieg zogen, leicht transportierbare Exemplare des Neuen Testaments in ihrer Muttersprache verteilen ließ. Die Christen genießen in Japan volle Religionsfreiheit und haben alle Bürgerrechte. Der Präsident des Herrenhauses ist seit 1890 Christ (Presbyterianer), und als vor vierzehn Jahren die jetzige Verfassung in Kraft trat, wurden vierzehn Christen zu Mitgliedern des Abgeordnetenhauses gewählt, eine Zahl, die garnicht in dem richtigen Verhältnis zu dem Prozentsatz der Christen unter der Bevölkerung steht. Die Anzahl der Christen in Japan wird auf etwa 100 000 geschätzt, wovon fast 45 000 der römisch-katholischen und 20 000 der griechisch-katholischen Kirche angehören. Die Presbyterianer und Kongregationalisten zählen etwa je 10 000, und der Rest gehört mit wenigen Ausnahmen der anglikanischen Kirche an.

Goldene Worte.

Mit einem Herzen steht es gut,
Der, was er befolhet, selber tut.

Glaube nur, Du hast viel getan,
Wenn Dir Gebuld genöthigt an.

„Dein Vater,“ redete sie ihn an, „ich darf Euch gewiß nicht fragen, wohin Ihr Euch zu begeben beabsichtigt, denn das Ziel Eurer Reise dürfte allzu entfernt sein, als daß Ihr hoffen dürft, es noch in dieser Nacht zu erreichen.“

„Du bist im Irrtum, meine Tochter,“ antwortete er ihr: „ich war niemals so nahe an meinem Ziel, und seit ich mich in dieser Barke befinde, will es mir scheinen, als bliebe mir nichts mehr zu wünschen, um es zu erreichen, selbst wenn ein heftiger Sturm sie plötzlich in die Mitte des Golfs verschlagen sollte.“

„Das ist wunderbar,“ sprach Jeanny, „ein Mann von Eurer Gestalt und Eurem Alter sollte im ganzen Lande bekannt sein, wenn er dort seine Wohnung hat. Wenn Ihr nicht der Zwerg von der Insel Man seid, von dem ich oft von meiner Mutter erzählen hörte, und der die Bewohner unserer Umgegend die Kunst gelehrt hat, aus Schilfrohren lange Körbe zu flechten, aus denen die Fische, durch irgend eine geheimnisvolle Macht zurückgehalten, niemals den Ausweg finden, so muß ich annehmen, daß Ihr keine Hütte an den Ufern des Frischen Meeres habt, in der Ihr zu Hause seid.“

„Oh! ich hatte deren eine, mein liebes Kind, sie liegt ganz nahe an diesem Ufer, aber man hat mich auf grausame Weise von dort vertrieben.“

„Nun versteh ich, guter Vater, was Euch an die Ufer von Argail zurückführt. Ihr müßt dort sehr liebliche Erinnerungen zurückgelassen haben, um in dieser Jahreszeit und zu dieser späten Stunde die lachenden Ufer des Lamond-Sees zu verlassen, des Sees, der von so prächtigen Wohnungen umrahmt ist, wo es einen Fisch gibt, der viel feiner ist, als der in unseren Gewässern gefangene und einen Wisky, der Eurem Alter viel zuträglicher ist, als der, den unsere Fischer und unsere Matrosen trinken. Um zu uns zurückzukehren, muß man jemanden lieb haben in dieser Region der Stürme, aus der selbst die Schlangen fliehen, wenn sich der Winter naht. Schleichen sie doch in dieser Jahreszeit nach dem Lamond-See, durchqueren ihn in wüster Schär wie eine Kette von Dieben, die auf Raub ausgeht, und suchen sich unter Felsen, die sich nach Süden öffnen, zu flüchten. Väter, Gatten, Geliebte fürchten sich jedoch nicht, an diesen rauhen Küsten zu landen, wenn sie erwarten dürfen, hier diejenigen zu treffen, denen sie angehören; Ihr aber solltet nicht ohne Not daran denken, Euch in dieser Nacht von den Ufern des langen Sees zu entfernen.“

„Das ist auch nicht meine Absicht,“ sprach der Unbekannte. „Lieber möchte ich hundertmal hier sterben!“

„Obgleich Dougal sehr genau ist in seinen Aussagen,“ erwiderte Jeanny, die ihren Gedankengang nicht aus dem Auge ließ, und die den Antworten des Fremden nur wenig Aufmerksamkeit zugewendet hatte, „obgleich er es sogar duldet,“ fügte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu, „daß die Frau und die Tochter von Coll Cameron, der weniger wohlhabend ist, als wir, mich, seine Frau, auf den Felsen der Graffschaft in ihrem Boot überreifen dürfen, so gibt es doch stets in seiner Hütte ein Stück Haferbrot und Milch für Durchreisende; und ich würde viel mehr Vergnügen daran finden, Euch unseren guten Wisky vorzusetzen, als jenen alten Mönch von Balva, der niemals zu uns gekommen ist, ohne Unheil zu stiften.“

„Was sagst Du mir da, mein Kind?“ erwiderte der Greis, das größte Staunen heuchelnd; „gerade die Hütte Dougals des Fischers ist ja das Ziel meiner Reise; dort ist es,“ rief er, indem er seiner zitternden Stimme einen noch weichen Ton gab, „wo ich alles, was ich liebe, wieder zu sehen hoffe, wenn ich nicht durch falsche Mitteilungen getäuscht worden bin. Das Glück ist mir hold gewesen, daß es mich dieses Boot hat finden lassen!“

„Ich verstehe,“ sprach Jeanny lachend. „Danke sei dem Zwerge der Insel Man! Er hat stets die Fischer geliebt!“

„Weider bin ich nicht der, den Du in mir vermutest; andere Gefühle ziehen mich in Euer Haus. Höre mich, schönes Kind, denn jene Nordlichter, die sich auf den Gipfeln der Berge spiegeln, jene Sterne, die sich kreuzend, vom Himmel fallen und den ganzen Horizont erhellen, jene leuchtenden Furden, die über den Golf gleiten und unter Deinem Ruder funkeln, die fortschreitende Helle, die sich von jenem entfernten Schiff ausbreitet und bis zu uns herüberzittert, alles das hat mir die Bemerkung gestattet, daß Du sehr hübsch bist; so höre also, wenn ich Dir sage, daß ich der Vater eines Kobolbes bin, der augenblicklich bei Dougal dem Fischer haust; wenn ich alles glauben darf, was man mir erzählt hat, wenn ich dazu Dein Gesicht und Deine Sprache in Betracht ziehe, so verstehe ich in dem Augen, in dem ich mich befinde, kaum, wie er jemals auf den Gedanken kommen könnte, sich einen anderen Aufenthaltsort zu wünschen. Erst vor wenigen Tagen habe ich von ihm gehört, ich habe das arme Kind nicht gesehen seit der Regierung von Fergus. Doch das ist meine Geschichte, die ich jetzt nicht Zeit habe, Dir zu erzählen; aber bedenke meine Ungeduld oder vielmehr mein Glück, denn dort ist ja schon das Ufer.“

Jeanny gab dem Boot eine Bewegung nach rückwärts und warf ihren Kopf zurück; während sie eine Hand auf ihre Stirn legte.

„Was ist das?“ sprach der Greis, „wir landen nicht.“

„Landen,“ rief Jeanny schluchzend. „Unglücklicher Vater! Trilby ist nicht mehr hier!“

„Er ist nicht mehr hier! Und wer soll ihn denn fortgeschickt haben? Solltest Du fähig gewesen sein, Jeanny, ihn diesen bösen Mönchen von Balva auszuliefern, die allein schuld sind an all unserem Unglück?“

„Ja, ja,“ sprach Jeanny mit dem Ausdruck der Verzweiflung, während sie das Boot von der Küste von Arrogar abließ. „Ja, ich bin es, die ihn vertrieben hat; ich habe ihn verloren für immer!“

„Du, Jeanny, die Du so lieb und so gut bist? Das schlechte Kind! Was muß er alles verbrochen haben, um Deinen Haß zu verdienen? . . .“

„Meinen Haß!“ erwiderte Jeanny, indem sie ihre Hand auf das Ruder und ihren Kopf auf die Hand fallen ließ; „Gott allein weiß, wie ich ihn liebte! . . .“

„Du liebst ihn!“ rief Trilby, während er ihren Arm mit Küffen bedeckte — denn dieser geheimnisvolle Reisende war niemand anders als Trilby selbst und es tut mir leid einzugesehen, daß, wenn meine Leser einiges Vergnügen bei dieser Aufklärung empfinden, es wahrscheinlich nicht das der Ueberzeugung ist! — „Du liebst ihn! ach, wiederhole es, daß Du ihn liebst! Wage es, mir das zu sagen, es für mich zu sagen, denn Dein Ausspruch wird über meinen Untergang oder über mein Glück entscheiden! Nimm mich auf, Jeanny, wie einen Freund, wie einen Geliebten, wie Deinen Sklaven, wie Deinen Gast, zum mindesten, wie Du den unbekanntem Reisenden aufnehmen wolltest. Verweigere Trilby nicht einen verborgenen Schlupfwinkel in Deiner Hütte! . . .“

Während er so sprach, hatte er seine wunderliche Verkleidung abgestreift, die er sich am Abend in Schottland zurecht gemacht hatte. Er überließ den Fluten seine Haare von Hans und seinen Bart von weißem Moos, sein Halstuch aus Seegras gewunden, in das in Zwischenräumen Seemuscheln von allen Farben eingestekt waren und seinen aus silberglänzender Birkenrinde zusammengefügt Gürtel. Er war jetzt nur noch der unsäße Hausgeist vom Herde; die Dunkelheit aber verlieh seinem Aeußeren etwas Unbestimmtes, das Jeanny nur zu sehr an die wunderbaren Reize ihrer letzten Träume erinnerte, an die Verführungskünfte dieses im Schlaf so gefährlichen Geliebten, der ihre Nächte mit so entzündenden aber gefürchteten Täuschungen ausgefüllt hatte; es erinnerte sie ganz besonders auch an das geheimnisvolle Bild in der Galerie des Klosters.

„Nicht wahr, meine liebe Jeanny,“ flüsterte er mit einer lieblichen aber schwachen Stimme, zart wie der Hauch des Morgenmüdes, wenn er kofend über den See sächelt; Du gibst mir den Küchenherd frei, von wo ich Dich hören und sehen kann, den

besehene Winkel neben der Asche, die Du am Abend aufstehest, um einen Funken darin zu erwecken, das unsichtbare Maschengewebe, das sich unter dem alten Tüfelwerk hinzieht und mir eine schaukelnde Hängematte für die schwülen Sommernächte bietet. Ach! wenn es sein muß, Jeanny, werde ich Dich nicht mehr mit meinen Zärtlichkeiten belästigen, ich werde Dir es nicht mehr sagen, wie ich Dich liebe, ich werde nicht mehr dein Kleid streifen, selbst wenn es von der Flamme oder der Luft bewegt, mir ins Gesicht fliegt. Nur wenn Du beim Spinnen einschläfst, würde ich ab und zu nicht umhin können, es zu berühren, falls es durch Deine unwillkürliche Bewegung dem Feuer zu nahe kommen sollte. Noch mehr will ich Dir sagen, Jeanny, denn ich sehe, daß meine Bitten Dich nicht zu bestimmen vermögen, überlasse mir wenigstens ein kleines Plätzchen im Stall; Du würdest mich auch dann noch ein wenig glücklich machen; ich werde die Wolle Deines Hammels küssen, weil ich weiß, daß Du es liebst, sie durch Deine Finger gleiten zu lassen; ich werde die wohlriechendsten Blumen der Krippe sammeln, um daraus Kränze für ihn zu winden, und wenn Du den Fußboden des Stalles mit einer neuen Decke von frischem Stroh auslegen wirst, werde ich sie mit mehr Stolz und mehr Vergnügen glätten, als wenn es ein reicher Teppich im königlichen Schlosse wäre; ich werde Dich ganz leise Jeanny, Jeanny nennen . . . und niemand soll mich hören, darauf verlaß Dich, nicht einmal das eintönige Gemische, das in abgemessenen Zwischenräumen sein Geräusch in der Mauer hören läßt, und dessen Töne nur allein die Stille der Nacht unterbricht. Alles was ich wünsche ist, in Deiner Nähe zu sein und die Luft einzuatmen, die derjenigen nahe ist, die Du atmest; eine Luft, durch die Du gewandelt bist, die Deinen Atem gekostet hat, die dem Hauch Deiner Lippen angehört, die von Deinen Blicken durchdrungen wurde, die Dich zärtlich geliebt haben würde, wenn die seelenlose Natur derartige Vorrechte wie wir besäße, wenn sie dem Gefühl und der Liebe zugänglich wäre!"

Jeanny bemerkte, daß sie sich zu weit vom Ufer entfernt hatte; Trilby verstand ihre Unruhe und beehrte sich, sie zu beruhigen, indem er sich an die Spitze des Bootes zurückzog. „Gehe, Jeanny," sprach er zu ihr, „geh ohne mich an das Ufer von Argail, wo ich nicht eindringen darf ohne Deine Einwilligung, die Du mir verweigert. Ueberlasse dem armen Trilby seiner Verbannung, um in fremdem Lande zu ewigem Schmerz über Deinen Verlust verdammt zu leben; und doch würde er vor nichts zurückschrecken, wenn Du ihm wenigstens einen Abschiedsgruß zuwinken wollest! Ich Unglücklicher! Wie dunkel die Nacht ist!"

Ein Zerlicht erglänzte über dem See.

„Siehe da," sprach Trilby; „mein Gott, ich danke Dir! Um diesen Preis würde ich Deinen Fluch hinzunehmen haben!"

„Es ist das nicht meine Schuld," sprach Jeanny, „ich habe gewiß nicht auf dieses fremde Licht gerechnet, Trilby, und wenn meine Augen den Deinigen begegnet sind . . . wenn Du darin den Ausdruck eines Einverständnisses gelesen hast, so habe ich wirklich die Folgen nicht vorausgesehen; Du weißt es, die Verkündigung des fürchterlichen Ronald enthält noch eine andere Bedingung. Dougal selbst muß Dich in die Hütte zurückschicken. Hängt denn übrigens Dein Glück wirklich von seiner und meiner Weigerung ab? Du wirst geliebt, Trilby, Du wirst angebetet von den edlen Damen von Argail und Du mußt in ihren Schlössern doch gefunden haben"

„Die Schlösser der Damen von Argail!" erwiderte Trilby lebhaft. „O! Seit ich die Hütte Dougals verließ hat mein Fiß, obgleich es zu Beginn der schlechtesten Zeit des Jahres war, die Schwelle einer menschlichen Wohnung nicht wieder betreten; ich habe meine erstarren Finger an der Flamme keines künftigen Herdfeuers erwärmen können. Ich habe gefroren, Jeanny, und wie oft, wenn ich es überdrüssig war, am Ufer des See's vor Kälte zu zittern zwischen den Zweigen der trocknen Straucher, die sich unter dem Gewicht des Nauchstrofes beugten, wie oft bin ich springend, um

eine Spur von Wärme in meinen erstarrten Gliedern zu erwecken, bis auf die Gipfel der Berge gefleht! Wie oft habe ich mich in den frisch gefallenen Schnee eingehüllt, um mit der Lawine hinauszurollen, wie habe ich sie dann sorgsam geleitet, damit sie nicht an einer Brücke anstöße, nicht die Hoffnungen der Bauern vernichte, oder ein lebendes Wesen verlege! Eines Tages sah ich auf meiner Wanderung einen Stein, auf dem ein verbannter Sohn den Namen seiner Mutter eingegraben hatte; hingestirren von Schmerz beulte ich mich, den schrecklichen Klotz, der mir mein Glend vor Augen führte, hinwegzuräumen, ich stürzte mit ihm in eine Gletscherpalte, in der niemals auch nur ein Insekt geatmet hat. — Nur wenn der Seerabe, ärgerlich, den Golf von einer Eisdecke eingeschlossen zu finden, die ihm die Möglichkeit des gewohnten Fischfangs raubte, ihn vor Ungebuld schreiend im Fluge kreuzte, um sich im Golf von Clyde oder im Jurafund seine Beute zu holen, suchte ich ganz vernünftig das auf steilem Felsen thronende Nest des abweidenden Vogels auf und erwärmte mich, ohne eine andere Unruhe, als daß er die Dauer seiner Abwesenheit vielleicht abfürken möge, zwischen seinen Jungen, die, noch zu klein, um an seinen Ausflügen über das Meer teilzunehmen, sich bald mit ihrem heimlichen Gaste befreundeten und bei meiner Annäherung zusammenrückten, um mir einen kleinen Platz zwischen sich inmitten ihres mit Flaumfedern ausgefüllten Nestes freizumachen, wußten sie doch, daß ich es nie unterließ, ihnen irgend ein kleines Geschenk mitzubringen. Ober ich frakte wohl, wie die erfinderische Fledermaus, die sich eine Wohnung in die Erde gräbt, um den Winter dort zuzubringen, sorgfältig das Eis und den aufgehäuften Schnee fort in einem kleinen Winkel des Berges, der am nächsten Morgen den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ausgesetzt sein mußte, ich hob vorichtig den Teppich des alten Mooses ab, das seit Jahrhunderten auf dem Felsen bleichte und wickelte mich, wenn ich mich für die Nacht hingelegt hatte, in seine Silberfäden ein, wie man ein Kind in seine Windeln wickelt, und schlief dort gegen den Nachtwind geschützt unter meiner Sammetdecke, glücklich besonders in dem Gedanken, Du könntest vielleicht vorbeikommen und sie niederreten, wenn Du die Getreide- und Fischsteuer zahlen gingst. Das sind, Jeanny, die prächtigen Schlösser, die ich bewohnt habe; das ist der glänzende Empfang, der mir zuteil wurde höchstens von seiten eines frostigen Käfers, deren ich einige in der Tiefe ihres Schlupfwinkels störte oder von einer unbefonnenen Seemöve, die ein plötzlich ausbrechender Sturm zwang, sich in meine Nähe zu flüchten und Schutz zu suchen in der Höhlung einer alten Weide, deren Stamm durch das Alter und durch Feuer gelitten hatte, wovon die verholzten Holzreste und die mit Asche bedeckte Brandstelle, das gewöhnliche Kennzeichen eines Stellchens von Schmugglern, Zeugnis ablegten. Das ist, Greufanne, das Glück, das Du mir vorwirfst. Aber was sage ich? Diese Zeit des Glends ist doch nicht ganz ohne alle Freude für mich gewesen! Obwohl es mir verboten war, Dich zu sprechen und sogar mich Dir ohne Deine Erlaubnis zu nähern, habe ich doch wenigstens Dein schönes Boot mit meinen Blicken verfolgt, und weniger hart betroffene Kobolde, denen mein Kummer zu Herzen ging, brachten mir ab und zu einen Hauch und einen Seufzer Deines Atems! Wenn der Abendwind die Reste einer Herbstblume aus Deinen Haaren fortgeweht hatte, trug sie der Flügel eines gefälligen Freundes, durch die Lüfte bis zum Gipfel des einsamen Felsens, hinein in die dort wogenden Nebel, wo ich in der Verbannung lebte, und ließ sie gelegentlich auf mein Herz herabfallen. Eines Tages sogar, — erinnerst Du Dich dessen? — hatte Dein Mund leise den Namen Trilby ausgesprochen, ein Kobold bemächtigte sich seiner und trug ihn mir zu und entzündete mein Ohr durch den Klang dieses unwillkürlichen Ausrufs. Ich meinte gerade, weil ich an Dich dachte und die Tränen meines Schmerzes verwandelten sich bald in Tränen der Freude. Sollte es mir in Deiner Nähe vorbehalten sein, die Tröstungen, die mir meine Verbannung gewährt hat, zu bereuen?"

„Erkläre Dich näher, Trilby," begann Jeanny, die sich von ihrer tiefen Erregung zu erholen suchte. — „Es scheint mir, Du bist gekommen, mir zu sagen oder mich daran zu erinnern, daß es Dir verboten ist, mich zu sprechen und Dich mir ohne meine Erlaubnis zu nähern. Es war das in der Tat die Bestimmung des Mönches von Balva. Wie kommt es nur, daß Du jetzt in meinem Boot bist, mir so nahe, ohne daß ich es Dir erlaubt hatte?"

„Jeanny, verzeihe mir, wenn ich es wage, Dir das Geständnis zu wiederholen, das Deinem Herzen schwer wird! . . . Du hast es ausgesprochen, daß Du mich liebst!"

„War es Zauber oder Schwäche, Verwirrung oder Mitleid, allerdings habe ich es gesagt," erwiderte Jeanny, „aber vorher, aber bis zu jenem Augenblick, sollte ich meinen, hätte Dir das Boot unzugänglich sein müssen, wie unsere Hütte"

„Ich weiß es nur zu gut! Wie oft aber habe ich vergeblich versucht, Dir meine Dualen klar zu machen. Der Wind trug meine Klagen von dannen, und Du hörtest mich nicht!"

„Wie soll ich das verstehen?" „Ich verstehe es selbst nicht," antwortete Trilby, „es sei denn," fuhr er in etwas bescheidenerem Tone trübselig fort, daß Du das Geheimnis, das ich Dir durch Zufall entlockte, einem Dir wohlgenogenen Herzen, das auch mir nahe steht, anvertraut hast, dem es zwar unmöglich ist, das gegen mich ergangene Verbannungsgericht ganz aufzuheben, das aber nicht abgeneigt sein wird, es zu mildern"

„Niemand, nein niemand weiß es," rief Jeanny erschreckt; ich selbst war noch nicht sicher und Dein Name hat sich aus meinem Herzen nur im stillen Gebet auf meine Lippen verirrt"

„In Deinen stillen Gebeten! Da hättest Du vielleicht doch ein Herz rühren können, das mir in Liebe zugetan ist, wenn Du etwa vor meinem Bruder Colombain, Colombain Mac Ferlane"

(Fortsetzung folgt.)

Arria Marcela.

Eine Erinnerung an Pompeji.

Aus dem Französischen von Adele Reuter.

Drei junge Leute, gute Freunde, die zusammen eine Reise nach Italien unternommen hatten, besuchten zusammen das Museum in Neapel, in dem man die mannigfachen Altertümer vereinigt hat, die bei der Ausgrabung von Pompeji und Herculannum zu Tage gefördert wurden.

Sie durchwanderten die verschiedenen Säle und betrachteten die Mosaiken, die Bronzen, die von den Mauern der toten Stadt losgerissenen Wandgemälde, ganz wie es ihrer Laune gefiel. Wenn einer von ihnen etwas besonders Merkwürdiges entdeckt hatte, rief er seine Kameraden mit einem Ausruf der Freude heran, zum großen Aerger der schweigsamen Engländer und der ernsthaften, meist mit Nachschlagen in ihren Reisehandbüchern beschäftigten Deutschen.

Der jüngste von den Dreien jedoch schien, vor einem Glasstank stehend, den Zuruf seiner Kameraden nicht zu hören, er war anscheinend durch eine ernste Betrachtung in Anspruch genommen. Das, was er mit so großer Aufmerksamkeit prüfte, war ein größeres Stück schwarzer zusammengebackener Asche mit einer eingepägten Form; man hätte es für ein Bruchstück einer Statuenform, die beim Guß zerbrochen wurde, ansehen können; das geübte Auge eines Künstlers aber würde darin ohne Besinnen die Form eines Oberkörpers entdeckt haben in so reinem Styl, wie er nur den griechischen Bildwerken eigen ist. Man weiß es, und jeder mittelmäßige Reiseführer berichtet es uns, daß die um den Körper eines jungen Mädchens erkaltete Lava dessen herrliche Formen vorzüglich erhalten hat. Dank der Laune jenes Ausbruchs, der vier Städte zerstörte, sind uns diese edlen Formen, deren Anzahl seit bald zweitausend Jahren in Staub zerfallen ist, überliefert worden; die Mündung

eines schönen Frauenbusens hat sovieler Jahrhunderte überdauert, während so manches Reich keine Spuren hinterlassen hat! Diesel Siegel der Schönheit, durch Zufall auf die Schladen eines Vulkans aufgedruckt, ist nicht verwischt worden.

Als die Freunde sahen, daß Oktavio sich nicht in seinen Betrachtungen lösen ließ, gingen sie zu ihm hin. Mar klopfte ihm auf die Schulter, so daß er zusammenfuhr, wie ein bei einem wichtigen Geheimnis überraschter Mensch. Offenbar hatte er weder Mar noch Fabio herankommen gehört.

„Komm, Oktavio,“ sagte Mar, „halte Dich nicht stundenlang bei jedem Schranf auf, oder wir werden den Zug veräumen und sehen Pompeji heute nicht.“

„Was betrachtest denn der Kamerad da?“ sagte Fabio, der herangetreten war, hinzu.

„Ah! Den im Hause des Arrius Diamebes gefundenen Abdruck.“ Und er warf Oktavio einen kurzen aber bezeichnenden Blick zu. Oktavio erröthete leicht, nahm Mar beim Arm, und der Besuch der Sammlungen endete ohne weiteren Zwischenfall. Aus dem Museum herausgetreten, stiegen die drei Freunde in einen Einspänner und ließen sich zum Bahnhof fahren.

Diese Fuhrwerke mit ihren großen Rädern, ihrem mit kupfernen Nägeln beschlagenen Rutscheritz, ihrem mageren aber feurigen Pferde, daß wie ein spanischer Maulesel angeplattet wird und im Galopp über die breiten Lavaplatten jagt, sind zu bekannt, um hier näher beschrieben zu werden, außerdem wollen wir nicht Reisedrucke aus Neapel niederschreiben, sondern die einfache Erzählung eines wunderbaren, wenig glaubhaften, und doch wahren Abenteuer geben.

Die Eisenbahn, auf der man nach Pompeji fährt, läuft fast immer unmittelbar am Meere entlang, das seine langen Wellenberge über den schwärzlichen, geklebter Asche nicht unähnlichen Sand am Ufer hinaufrollt. Dieser Strand ist in der That aus Lavafüssen und vulkanischer Asche entstanden und bildet in seiner dunklen Färbung einen scharfen Gegensatz zu dem tiefen Blau des Himmels und dem lichten Blau des Wassers; zwischen all diesem Glanz scheint die Erde allein den Schatten festzuhalten.

Die Ortschaften, die man durchschneidet oder an denen man vorbeifährt: Das durch Luvers Oper berühmt genordnete Vortici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, deren säulengeschmückte Häuser und flache Dächer man in Vorbeifahren betrachten kann, haben trotz der Kraft der Sonne und des südlichen Kalkanfrichts etwas von Feuer und Eisen an sich, wie Manchester und Birmingham; der Staub ist hier schwarz, ein unmerklicher Ruß hängt sich an alles; man merkt, daß die gewaltige Schmiebe des Vesuv in nur geringer Entfernung von hier arbeitet und qualmt.

Die drei Freunde verließen den Bahnhof von Pompeji und konnten sich des Lachens nicht enthalten als das Gemisch von Altem und Neuem, daß die Worte: „Station Pompeji“ unwillkürlich dem Besucher zum Bewußtsein bringen. Eine alte griechisch-römische Stadt und ein moderner Bahnhof!

Sie schritten durch ein mit Baumwollenspäuben bepflanzt Feld, auf dem einige Wollfäden herumflogen, und daß die Eisenbahn von der ausgegrabenen Stadt trennte und nahmen in der Osteria, die außerhalb der alten Malle errichtet ist, einen Führer oder, um es richtiger auszudrücken, der Führer nahm sie. Es ist das ein Mißstand, der in Italien wohl schwer zu beseitigen sein wird.

Es war einer jener herrlichen in Neapel gar nicht seltenen Tage, an denen alle Gegenstände durch die Wirkungen der Sonnenstrahlung und der Durchsichtigkeit der Luft Farbentöne annehmen, die man im Norden für unmöglich hält, und die mehr der Welt der Träume als der Wirklichkeit anzugehören scheinen. Wer immer diese aus Gold und Himmelsblau gewobene Beleuchtung einmal gesehen hat, der trägt im Grunde seiner Brust ein unheilbares Heimweh danach mit fort.

Die wieder aufgeweckte Stadt lag nachdem sie einen Gipfel ihrer aus Asche gemebten Leichendecke abgeschüttelt hat, mit allen ihren Einzelheiten im blendenden Sonnen-

licht da. Der Vesuv erhob im Hintergrunde seinen von blauen, roten, violetten und durch die Sonne gebräunten Laven-Minnen durchfurchten Regal. Ein leichter in dem grellen Lichte fast unmerklicher Nebel bedeckte die zerrissene Spitze des Berges; beim ersten Anblick hätte man ihn für eine jener Wolken halten können, die der Spitze hoher Berge selbst bei heisterstem Wetter wie eine Haube aufgelegt zu sein pflegen. Wenn man aber genauer hinsah, bemerkte man, wie dünne Dampfsäulen senkrecht aus dem Gipfel des Berges, wie aus den Löchern einer Bratpfanne hervorquollen und sich alsbald zu leichtem Dunst vereinigten. Der Vulkan, der an jenem Tage besonders guter Laune schien, rauchte ruhig sein Pfeifen, und wenn man nicht das Beispiel Pompeji's vor Augen gehabt hätte, würde man es nicht für glaublich halten können, welch wilden Charakter er zu Zeiten annimmt; nach der andern Seite boten sich den Blicken leichte Hügelketten, die den Horizont in schöngewellten Linien begrenzen; weiter rechts zog das Meer, das einst die Zwei- und Dreiecker der Stadt getragen hatte, seine sanften azurblauen Kreise.

Der Anblick Pompeji's bietet viel Ueberraschendes; dieser heftige Sprung über neunzehn Jahrhunderte hinweg erschreckt selbst die nächsten und am

Zum 70. Geburtstage.



Graf Ballestrem. (Siehe Text Seite 311.)

wenigsten zum Nachdenken geneigten Naturen; zwei Schritte führen uns aus dem antiken in das moderne Leben, aus dem Christen- in das Heidentum. Ebenso machten diese Straßen, in denen sich äußerlich die Formen einer längst verschwundenen Zeit unverfehrt erhalten haben, auf die drei Freunde, trotzdem sie durch Bücher und Pläne einigermaßen darauf vorbereitet waren, doch einen überwältigenden und ganz fremdartigen Eindruck. Oktavio namentlich schien star vor Verwunderung, er folgte dem Führer wie im Traum, ohne auf die in einformigem Tonfall hergeleiteten, auswendig gelernten Erklärungen und die zahlreichen Namen, die dieser Mensch wie eine Lektion her sagte, zu hören.

Mit erhaunten Blicken betrachtete er diese Wagenleiße, die in das aus gewaltigen Steinen zusammenge-setzte Straßenspaster durch Jahrhunderte lange Benutzung tief eingegraben waren und die erst gestern verlassen zu sein schienen, so frisch waren ihre Spuren; er studierte jede der zahlreichen in roten Buchstaben mit flottem Pinsel auf die Wände der Mauern aufgemalten Inschriften: Theateranzeigen, Wohnungsanerbieten, Verlobungsanzeigen, Haus-schilder der verschiedensten Art.

Er überlegte, welchen Eindruck wohl eine Hauswand in Paris mit ihren zahllosen Anzeigen und Anschlagzetteln auf die unbefannten Wölfer der Zukunft machen müßte, wenn sie nach zweitausend Jahren wieder ausgegraben würde. Er betrachtete diese Häuser mit den eingestürzten Dächern, die mit einem Blick alle jene Geheimnisse des Innern, alle

häuslichen und intimen Einzelheiten erkennen lassen, die der Geschichtschreiber vernachlässigt und deren Heimlichkeiten der Gebildete für sich behält; jene kaum verlegten Springbrunnen, das inmitten einer umfangreichen Ausbesserung von der Katastrophe überraschte Forum, dessen Säulen, dessen aus einem Stück geschnittenen und sauber ausgearbeiteten Gesimse nur darauf zu warten schienen, daß man sie an ihren Platz einsetze; diese Tempel vergangener, der Mythologie angehöriger Gottheiten, die keinen Ungläubigen kannten; diese Kaufläden, in denen nur der Kaufmann fehlt; diese Kaffee- und Theehäuser, auf deren Marmortischen man heute noch den runden Fleck sieht, den die Tasse des Trinkers darauf zurück-gelassen hat; diese Kafertnen mit ihren in Ocker und Rottvio gemalten Säulenhallen, deren Wände die Soldaten mit allerlei Karikaturen beschriftet haben; diese für Schauspiel und Gesang nebeneinander er-richteten Doppeltheater, die ihre Vorstellungen folglich wieder aufnehmen könnten, wenn die Troupe, die darin spielte, jetzt aber zu Ton geworden ist, nicht vielleicht dazu diente, das Spundloch einer Biertonne zu dichten oder einen Riß in der Mauer zu stopfen, wie der Staub Alranbens des Großen und Caesars nach der schmerzlichen Betrachtung Hamlets.

Während Oktavio und Mar die Stufen erkletterten, stieg Fabio auf den Hügel des tragischen Theaters und begann dort mit heftigen Geberden dichterische Erzählungen, wie sie ihm gerade in den Kopf kamen, vorzutragen, zum großen Schreck der Eidechsen, die mit dem Schwanz nebelnd eiligt davonjuchten und sich in die Fugen des alten Mauerwerks ver-krachten; und obgleich die Gefäße von Erz oder Ton, die früher dazu bestimmt waren, den Schall zurück-zuwerten nicht mehr vorhanden waren, erklang seine Stimme doch nicht minder voll und mächtig.

Der Führer führte sie dann über die Flächen, welche die noch nicht ausgegrabenen Teile von Pom-peji bedecken, zum Amphitheater, das an dem andern Ende der Stadt liegt. Sie wandelten unter diesen Bäumen hin, deren Wurzeln sich in die Dächer der noch unter der Erde ruhenden Häuser verenkten, deren Ziegel trennen, deren Decken spalten, deren Säulen aus dem Lot schieben; sie durchschritten die Felder, wo gewöhnliche Gemüse über den Wundern der Kunst gedeihen, alltägliche Bilder der Vergäng-lichkeit, welche die Zeit auf den schönsten Resten des Altertums entwickelt.

Das Amphitheater überraschte sie nicht. Sie hatten die Arena in Verona gesehen, die größer und ebenfalls gut erhalten ist; auch waren sie mit der Einrichtung dieser antiken Schaubühnen ebenso ver-traut, wie mit denjenigen für Stierkämpfe in Spanien, die jener sehr ähnlich ist, ihr allerdings in der bau-lichen Ausgestaltung und der Güte des Materials keineswegs gleichkommend.

Sie gingen dann in die Stadt zurück und ge-langten auf einem Seitenwege in die Straße der Fortuna. Sie hörten nur mit halbem Ohr auf die Mitteilungen des Führers, der im Vorbeigehen den Namen jedes Hauses nannte, der ihm bei seiner Aufdeckung nach irgend einer charakteristischen Eigen-tümlichkeit beigelegt worden war: Das Haus des ehernen Stiers, das Haus des Fauns, das Haus des Schiffs, der Tempel der Fortuna, das Haus des Meleager, die Schenke zum Glück im Winkel der Straße des Konfuls, die Akademie der Musik, das öffentliche Bankhaus, die Apotheke, das Haus des Wundarztes, die Wohnung der Vestalinnen, das Gast-haus des Albinus u. s. w. bis zu dem Thor, das zur Gräberstraße führt.

Dieses in Backsteinen hergestellte Tor war mit Statuen geschmückt, deren Verzierungen abhanden gekommen sind. Es zeigt in seiner inneren Wölbung zwei tiefe Fugen, in denen sich ein Fallgatter auf und abbewegte, wie an den Zugängen mittelalterlicher Burgen, von denen man früher angenommen hatte, daß nur ihnen diese Art der Verteidigung eigentüm-lich gewesen sei.

„Wer hätte wohl,“ sprach Mar zu seinen Freunden, „in Pompeji, dieser griechisch-lateinischen Stadt, einen solchen Verschluß vermutet? Kömt Ihr Euch einen römischen Ritter, der sich des Abends veripäet hat, vorstellen, wie er sein Horn vor dieser Pforte er-

schallen läßt, damit man ihm das Gitter öffne, wie einen Bogen des fünfzehnten Jahrhunderts?"
 „Es gibt nichts Neues unter der Sonne,“ erwiderte Fabio, „nicht einmal diese Behauptung ist neu, weil sie schon von Salomo ausgesprochen wurde.“

„Vielleicht gibt es etwas Neues unter dem Monde!“ fuhr Ottavio mit schwermütigem Spotte lächelnd fort.

„Mein lieber Ottavio,“ sprach Max, der während dieser kurzen Unterhaltung eine mit Rotseim auf die äußerste Mauer gemalte Anschrift entziffert hatte, „hast Du vielleicht Lust, Dir heute Gladiatorenkämpfe anzusehen?“

Dier sind sie angezeigt: — „Kampf und Jagd am fünften Tage vor den Nonen des April — die Maffen sind aufgerichtet — zwanzig Paar Gladiatoren werden während der Nonen kämpfen, und falls Du etwa Sorge haben solltest, um die Frische Deiner Hautfarbe, so sei versichert, daß man die Schutzdecken ausspannt, falls Du es nicht vorziehest, Dich schon zeitig zum Amphitheater zu begeben, denn man wird sich dort auch des Morgens die Rehlen abschneiden — so steht es in der Tat hier geschrieben, man ist eben nicht höflicher.“

In dieser Art plaudernd, verfolgten die drei Freunde die von Denkmälern eingefasste Gräberstraße, die bei ihrer geringen Breite nach unsern modernen Begriffen eine klägliche Allee für eine Stadt darstellte, die aber nicht dieselbe untergeordnete Bedeutung für die Alten hatte, deren Gräber anstatt abstoßender Leichen und Gerippe nur ein paar Hände voll Asche enthielten — eine dunkle Vorstellung des Todes. Die Kunst verhönte diese letzten Wohnungen der Menschen und — wie Goethe sagt — der Heide schmückte seine Särge und Urnen mit Bildern des Lebens.

Diese Grabdenkmäler, die so hell von der Sonne beschienen wurden und, am Rande der öffentlichen Straße aufgestellt, sich dem Leben anzupassen schienen, löst nicht jene frostige Abneigung, jenen eingebilbeten Schrecken ein, den unsere meist so kläglichen Grabstätten in unserem Gemüt hervorrufen. Das war es, was Max und Fabio Veranlassung gab, sie mit so munterem Humor und so großem Behagen zu betrachten, wie sie es in einem christlichen Kirchhofe niemals fertig gebracht hätten. Sie hielten sich kurze Zeit vor dem Grabe der Mamma, der öffentlichen Priesterin auf, neben dem ein Baum, eine Cypresse oder eine Pappel gepflanzt ist; sie legten sich nieder in dem Halbkreis des für den Leichenschmaus bestimmten Raumes, wie lachende Erben; sie lasen mit lauten Scherzen die Grabschriften an den Denkmälern der Menoleja, des Labran und der Familie Arria, gefolgt von Ottavio, der mehr als seine sorglosen Gefährten von dem Schicksal der vor zweitausend Jahren Verstorbenen gerührt erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenhaß und Reue.

Von Heinrich Bandlow.

Seben in einer dunklen Ecke des Flurs hängt an der Wand ein Delbild, das ich mir schon öfter angesehen habe, ohne daß ich daraus klug geworden bin. Das ganze scheint eine Art Stilleben zu sein, denn es steht da ein rotfarbener Teller, auf dem in der Mitte eine vertrocknete Wurst liegt und nicht weit davon, nach unten zu, liegt ein Fußsack. Was stellt das Bild eigentlich vor, und wie kommt Du dazu? Ich habe es bei meinem letzten Besuche vor zehn Jahren nicht gesehen!

Ich war bei meinem Freunde Karl Kielblock zu Besuch und brachte beim Abendbrunt das Gespräch auf diesen Gegenstand, weil ich für Gemälde eine Passion habe.

Karl Kielblock wurde bei meiner Frage offenbar ganz vergnüglich gestimmt und erzählte:

„Das Bild stammt aus meinen schwärmerischen Jahren, als ich begann, mich mit Kunstsin und Romanen abzuplagen. Du weißt, daß bei mir alle Erkenntnis ein bißchen spät kommt. In der Schule haben meine Lehrer sich ja alle erdenkliche Mühe gegeben, mir einen Begriff von Wissenschaft und Kunst beizubringen. Jeden Tag bekam ich vom Rektor Nachhilfe mit dem Lineal; nulla dies sine Lineal; aber ich blieb verstockt, und es ist erst meinem Aufenthalt in dieser kleinen Stadt und dem Kunstverein vorbehalten geblieben, mir endlich die Erleuchtung in der Kunst zu geben und mir Kunstsin

der Stadt ausbrach. Der Mann war nicht bloß Kunstrichter, sondern suchte und pinselte auch mit Del- und anderen Farben, und es gibt noch in manchen Häusern unserer Stadt Bilder, die er gemalt hat, von denen einzelne so unnatürlich aussehen, daß die heutige Kunst noch davon lernen könnte. Aber mein Bild oben stammt nicht aus seiner Manufaktur. An und für sich ist der Dilettantismus in der Kunst noch nicht das schlimmste, was der Mensch tun kann. Mancher gibt ja viel Geld für seine Briefmarkensammlung aus; aber für ein gutes Buch ist kein Geld übrig. Ein anderer opfert Zeit und Mühe, Gesundheit und Talent hin, um andere Leute in Vereinen oder sonstwo zu unterhalten, und seine Kinder haben nichts im Leibe und auf dem Leibe. Noch ein anderer hält sich Tauben und kauft schneeflockenweiße Erbsen und Weizen; aber zum Fettmachen eines Schweines langen die Mittel nicht. So lange jeder seine Liebhaberei für sich behält und nicht auch andere in seine Kreise reißt mag sich jeder selbst damit abfinden; immerhin ist sie ein Zeitvertreib und ein Mittel gegen die Langeweile. Aber ich steure zu weit ab von meiner Erzählung.

Wenn nun ein vornehmer Mann in einer kleinen Stadt irgend einen Sparrn hat, so finden sich rasch Leute, die es gerade so machen müssen wie er, wenn sie auch vornehm und gebildet sein wollen. Als der Amtsrichter also hier war, da bekamen wir alle den Kunsttrappel, und jeder, der in seiner gesellschaftlichen Stellung nicht wankend werden wollte, der ließ sich im Kunstverein aufnehmen, den der Amtsrichter ausgebrütet hatte. Das ging nun ja nicht anders, ich mußte auch mit dabei sein, und wir Unglückswürmer von einfachen Bürgerleuten, die wir alle bisher unbescholten waren, lernten nun die Kunst. Wo wir ein Bild zu Gesicht bekamen, da machten wir aus der Hand ein Fernrohr und murmelten dann etwas von Perspektive und warmem Kolorit, Transparenz und Kaput mortuum, daß ein richtiger Künstler davon hätte melancholisch werden können.

„Du verstehst wohl nicht viel von Kunst?“

„Ich?“ fragte ich.

„Ja, Du! Hast Du jemals Gemädegalerien besucht und die Bilder studiert?“

„D gewiß,“ gab ich zur Antwort, „ich gehe auf jedem Jahrmärke ins Panorama, und da hat in diesem letzten Jahre ein Gemälde vom jüngsten Gericht einen großen Eindruck auf mich gemacht, wo der liebe Gott einen Menschen am rechten Arm in den Himmel ziehen will, während der Teufel den Sünder am linken Bein zu fassen hat und ihn in die Hölle werfen will, wo bereits eine Menge Menschen schmoren!“

„Na, laß nur!“ meinte mein Freund.

„Und da stand,“ sagte ich weiter, „ein Katenmann vom Lande und der sagte: „Ich glöw immer noch, dat de Döwel em äwer ward!“ — Und dann war da ferner ein Bild mit der Zungmühle, wo ein altes Weib —“

„Na, es ist schon gut! Laß mich nur weiter erzählen! Der Amtsrichter ließ nun alle Käufer ab, er fand sich bei vornehm und gering ein, und ließ sich die Kumpellkammern zeigen, wo er alles auf alte Bilder abjuchte; denn die alten Bilder hatten's ihm angetan. Mit den Bildern ist es nämlich gerade umgekehrt wie mit den Frauenzimmern; je älter die ersteren sind, desto mehr sind die Kenner dahinter her. Wo eine Auktion von altem Gerümpel und von wertlosen Scharteken war, da fanden sich auch regelmäßig einige von uns Kunstkenner ein, und wir haben manchen alten Kram teuer genug bezahlt. Von einer solchen Auktion stammt das Bild, das Du oben auf dem Flur gesehen hast und das den „Menschenhaß“ vorstellt.“



Alles zu gleichen Teilen. (Siehe Text Seite 311.)

einzuflanzen. Damit hängt die Geschichte dieses Bildes zusammen. Bevor ich Dir aber diese erzähle, muß ich Dir notwendige Aufklärungen über das Bild selbst geben. Das Bild ist schon etwas alt. Was Du für eine vertrocknete Rotwurst angesehen hast, ist eine menschliche Nase, der Fußsack ist ein Bart und der Teller ist ein Menschengesicht. Mich hätte es nicht gewundert, wenn Du die Augen für ein paar Pfannnen angesehen hättest. Das ganze nämlich ist ein Menschenkopf, und in diesem Menschenkopf steckt eine Idee!

„Was für eine denn?“ fragte ich. „Ich finde sie nicht heraus!“

„Das macht, Du bist nicht genug geschult für solche Dinge. Also nun höre!“

Vor einer Reihe von Jahren hatten wir hier einen Amtsrichter, der die ganze Stadt mit seinem Kunstverständnis ansteckte, so daß eine Kunstepidemie in

„Was hat denn das Bild gefollet?“ fragte ich. „Wenn man das Geld nicht rechnet, gar nichts,“ antwortete er. „Du wirst es bald erfahren!“ „Woher weißt Du denn, daß das Bild den Menschenhaß“ vorstellen soll?“ fragte ich weiter.

„Das hat Senator Rükfenbiter mir verraten, und nun unterbrich mich nicht weiter! Wir hatten nämlich in unserer Kunstvereinszeit die Ansicht, daß in jedem Bilde eine Idee stecken müsse, und es hat uns oft genug Kopfschmerzen gemacht, diese Idee zu finden. Wir dachten, alle Kunst sei dazu da, irgend eine Idee sichtbar vor die Augen zu bringen, und ich ermuntere mich noch mit Behagen daran, wie wir im Schweife unseres Angeichts uns damit abmühten, aus einer Landschaft, auf der ein altes gichtbrüchiges Ratenhaus, ein morscher Holzzaun und ein armes Kind in Lumpen zu sehen war, das die Gänse hütete, die Idee herauszufinden. Später bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, das das in den meisten Fällen Torheit ist, und daß die Kunst dazu da ist über die alltägliche nackte und oft so trostlose Wirklichkeit einen leisen, zarten Duft auszubreiten. Die Kunst allein ist die Zauberin, die einen alten Zaun, ein verwittertes Häuschen schön machen und ein armes Kind in eine Beleuchtung stellen kann, das es uns schön und liebenswert erscheint, und daß wir gern in Glas und Rahmen oder in einem prachtvollen Einband haben möchten. Denn ob man nun mit dem Pinsel auf Leinwand oder mit der Stahlfeber auf Papier Bilder herstellt, ist schließlich dieselbe Sache. Beide Künstler können uns sogar Dinge, von denen man sich im Alltagsleben widerwillig abwendet, so zeigen, daß sie uns nicht mehr gleichgültig sind. Es braucht in einem solchen Bilde keine Idee zu sein; aber ein Geist muß darin wohnen und wehen, der Geist des Künstlers, und der heißt Liebe oder Humor, Zorn oder sonst etwas, je nachdem. Das ist die göttliche Kraft des Künstlers, daß er mit andern Augen sehen kann wie der gewöhnliche Mensch, daß er eine kleine arme Blume als ein Meisterwerk aus höchster Hand erkennen und lieben und zeigen kann. Darum ist nach meiner Meinung jeder große Künstler auch immer ein wahrhaft großer und guter Mensch. Doch ich komme schon wieder von meiner Geschichte ab.“

In damaliger Zeit lebte in unserer Stadt ein Gärtner, namens Grundgeiter. Dieser Mann hatte sich ein Haus gekauft, wozu er sich das Geld zur Hälfte bar geliehen hatte und die andere Hälfte bar schuldig geliehen war. Er hatte den guten Willen, sich hinaufzuarbeiten, mehr aber nicht, und das ist für einen Geschäftsmann eigentlich ein bißchen wenig. Durch sein Haus kam der Mann rasch in Druck und Verlegenheit. Jeder Stein daran war beim Grundbuch vernagelt, und sein bißchen Verdienst wurde mit den ewigen Forderungen hineingemauert. Der Gärtner mußte borgen, und der Mann, der ihm Geld lieh, war Senator Rükfenbiter. Dieser gute Mann war nun auch ein tüchtiger Kunstkenner. Als ihm die Sache mit Grundgeiter krenzlich vorkam, fragte er die hundert Mark aus, die der Gärtner ihm schuldig war, und so kam es, daß das Haus des Mannes mit allem drum und dran auf die Auktion kam.

Nun, wo eine Auktion war, da mußten wir von der Kunst ja auch sein, und auch ich ging hin. Ich war damals einer der eifrigsten Jünger. Da kamen nun viele Dinge zum Verkauf, die mit der Kunst nichts zu tun haben und darunter auch dies Bild, auf dem Du eine menschliche Nase für eine vertrocknete Wurst angesehen hast.

Vor diesem Bilde standen Senator Rükfenbiter und Inspektor Brunnemann und liebäugelten mit dem Menschenkopfe.

„Ein warmer Fleischton,“ sagte Rükfenbiter. „Durchsichtige Farben,“ meinte Brunnemann, „das Gesicht hat so 'ne gewisse Fisonomie! Was stellt das vor?“

Rükfenbiter überlegte. „Menschenhaß,“ sagte er endlich, „weiter kann es nichts sein! Sehn Sie mal eins den weltverachtenden Mund, als wenn er sagen wollte: Ihr könnt mir alle im Mondschein begegnen!“ „Ja wohl, gewiß,“ sagte Brunnemann.

„Und dann der mißvergünigte Zug bei den Nasenlöchern!“ fuhr der Senator fort.

„Ja wohl, ja wohl, das stimmt! Nun seh' ichs auch, Herr Senator! Wie gesagt, Menschenhaß!“ sagte der Inspektor Brunnemann eifrig.

„Und dann weiter der starke Schlag Schatten um die Augen! Ganz wie bei Membrandi!“

„So ist's, so ist's, Herr Senator,“ sagte sein Beileiter, „das — das ist eine Sache, die mir gleich auffiel; ich hab's nur nicht gleich sagen wollen, sondern wollte erst Ihr Urteil hören! Wie gesagt, ganz recht!“ Es stimmte allemal, Herr Senator! Aber wir wollen nicht so laut reden, hinter uns sieht Herr Rükflock!“

„Et was,“ erwiderte der Senator küsternd, aber doch so, daß ich es recht gut verstehen konnte, „Rükflock ist ein Dummkopf; er versteht nichts von Gemälden!“

Du wirst wohl zugeben, daß es recht ärgerlich ist, wenn ein Senator einen solchen Verdacht ausspricht. Ich blide also aufmerksam auf das Bild, horchte aber mehr auf das, was gesprochen wurde.

„Ich denke nicht im Traum daran, das Bild zu kaufen,“ sagte Rükfenbiter wieder lauter, „aber ich will mir einen Spaß machen und darauf bieten!“

„Aha,“ dachte ich. „Und ich, wie gesagt,“ sagte Brunnemann, „ich denke daran, das Bild wirklich garnicht zu kaufen, aber mit dem Spaß haben Sie recht; ich biete aus Spaß auch mit!“

„Aha,“ dachte ich wieder. „Uebrigens,“ meinte der Senator etwas leiser und mit angenehmen Grinsen, „Rükflock ist einer von denjenigen, die immer erst was merken, wenn man ihnen mit der Schiefkappe über die Nase fährt!“ „Na warte,“ dachte ich, „ich will euch mit meinem Kunstverständnis einen Schreck einjagen, der euch acht Tage in den Gliedern sitzen soll!“

Als der Auktionator auf einen Wink von Brunnemann das Bild in die Höhe hielt, bot dieser zwei Mark.

„Zehn Mark!“ rief ich.

Ich bemerkte deutlich, wie Rükfenbiter zusammenfuhr; aber ich weig nicht, ob es aus Freude oder aus Aerger geschah. Freuen konnte er sich, wenn aus der Auktion so viel Geld herauskam, daß seine Forderung gedeckt wurde, und ärgerlich mußte es ihm sein, wenn ich ihm das Bild vor der Nase weg schnappte. Daß er es mit seiner Kunstkritik ehrlich meinte, daran zweifelte ich nicht, aber daß er aus Geiz nicht viel Geld bieten würde, bevor der Amtsrichter sein Machtwort über den künstlerischen und Geldwert des Bildes abgegeben hatte, das mußte ich ganz genau. Und der Amtsrichter war nicht auf dieser Auktion.

„Zwölf Mark,“ sagte der Senator zögernd und zitternd.

„Fünfzehn Mark!“ rief ich kräftig, und nun wurde das Wunderwert von Bild von allen Seiten angestaut.

„Zwanzig Mark!“ bot der Senator und warf mit einem Blick zu, aus dem ich herauszulesen glaubte, daß er mich für einen Mops hielt, der ihm einen Kalbsknochen aus dem Rachen reißen wollte.

„Dreißig Mark,“ sagte ich, und so boten wir beide um die Wette, als wenn einer mit der Hegepeitsche hinter uns wäre.

„Zweunddreißig Mark!“

„Vierzig Mark!“

„Fünf—undvier—ierzig Mark!“

Ich sah, wie der Senator sich den Schweiß vom Gesicht wusch, jedenfalls aus Angst, daß ihm der Schweiß aus den Fingern glitt.

„Fünzig Mark,“ rief ich, „und mehr nicht einen Groschen!“

„Zum ersten — zum zweiten — zum! — Sagten Sie was, Herr Senator?“ fragte der Gerichtsmensch.

Der Senator schüttelte den Kopf.

„Fünzig Mark zum —? Zum dritten!“

„So, da hatte ich den Menschenhaß für fünfzig Mark eingehandelt. Ich packte meinen Kunsthaß ein und ging damit eilig zum Amtsrichter, der natürlich erst seinen Weihen darüber sprechen mußte.“

Ich zeigte ihm also das Bild und fragte, was ich wohl für einen Rahmen dazu wählen müßte und erzählte, auf welche schlaue Weise es mir gelungen sei, den Menschenhaß zu erobern.

Der Amtsrichter sagte nicht ein Wort, er sah abwechselnd auf mich und das Bild, und als ich ihm auseinandersetzte, daß Rükfenbiter vor Aerger und Aufregung über den Verlust des Bildes sich die Schweßtropfen abgewischt habe, da schüttelte er den Kopf und sagte höhnisch zu mir.

„Es war Anglistschweiß, Herr Rükflock! Er hatte Angst, daß er mit dem Südelstram sitzen bleiben würde: Aber das muß ich sagen, schlaue genug hat er's angefangen, Sie zu balbieren. Er hat Sie mit seinen Bemerkungen an Brunnemann recht gut für seinen Zweck präpariert! Und nun —“

„Ich kann nicht wieder erzählen, was ich nun von ihm zu hören bekam. Er sagte nebenbei noch, daß er es nun aufgeben wolle, aus simplen Bürgern Kunstkenner zu machen. Alles, was er äußerte, waren Ohrreigen, eine immer kräftiger als die andere, und wenn ich etwas erwidern wollte, sagte er bloß: „Sagen Sie gar nichts! Schweigen Sie ganz still, Ihre Blamage wird mit jedem Wort immer größer!“

Trotz meines Aergers über den gräßlichen Reinfall verlor ich nicht meine gute Laune; denn es ist bei mir Grundfaß, gerade recht unangenehme Dinge nicht anders als komisch zu finden und ich fragte den Amtsrichter mit heiterer Dreifigkeit:

„Ich sehe, daß Sie mir den Besitz des Bildes mißgönnen; aber ich bin kein Unmensch! Fünfzig Mark habe ich dafür gegeben, für hundert sollen Sie's haben! Nehmen Sie's dafür!“

„Ja,“ erwiderte er mit Lachen, denn mein Humor gefiel ihm anscheinend, „aber heute nicht, lieber Freund, heute habe ich nicht soviel Geld dazu übrig. Schlafen Sie erst darüber aus, damit Sie sich ja nicht verrechnen!“

Ich trug nun meinen Menschenhaß nach Hause und hängte ihn dort oben hin, daß Sonne und Mond den warmen Fleischton nicht ausziehen konnten, und daß der Zug um die Nasenlöcher nichts als Weltverachtung verlieren könne. Nun ist es mein Grundfaß, daß ich nichts vor meiner Frau verheimliche, und als ich abends in der Familienstube mit Frau und Kindern saß, erzählte ich die ganze Geschichte als warnendes Exempel. Ich schloß mit dem christlichen Wunsch, daß dem Rükfenbiter und dem Gärtner Grundgeiter das Gewitter in die Knochen fahre solle.

Meine Frau sah sich dann den Kunstschatz auch an und meinte, ich hätte nicht erst zum Amtsrichter zu laufen brauchen, um ein Urteil über das Bild zu hören. Daß das nur Schmiererei und Aerger sei, das sah sie ja ein gefasener Hering. Wenn Rükfenbiter so viel Geld für das Bild geboten hätte, dann hätte er es in der Absicht getan, viel Geld aus der Auktion herauszubringen. Anders sei es nicht zu erklären, wenn sie auch gern zugeben wollte, daß der Senator von der Kunst so viel verstände wie die Kuh vom Sonntag.

Das waren ja recht tröstliche Worte, und ich saß in meiner Stube mit meinem verbräunten Gesicht und meinem Aerger.

Da klopfte es an die Tür, und eines von meinen kleinen Kindern öffnete und sagte:

„Vater, da ist einer von denen, denen das Gewitter in die Knochen fahren soll!“

Richtig! Gärtner Grundgeiter erschien auf der Bildschäche mit einer großen Kiste unter dem Arm.

„Was haben Sie da?“ fragte ich.

„Ich hew hirt,“ erwiderte der Mann und begann die Kiste auszupacken, „da Sei ein groten Wirt in oll Biller hawwen, und dor hew id mi nu von meinen olln Swigerabader dat Gegenstuck tau Ihr Bild holt. Dat is nämlich hier die Fru von den olln Mann, bei Sei so in de Dgen siedan hett!“

„Baden Sie nicht weiter aus!“ rief ich, aber der Mann ließ sich nicht füren.

„Det Gemalde, wat Sei hewwen,“ fuhr er fort, „is min Swigermudder ehr Bodder, un dit, wat ich hier hew, is sin Fru!“

„Na,“ sagte ich, „nun tun Sie aber einen Gefallen! Das fehlt gerade noch!“
 „An malt nett de Bilder en Künstler,“ sagte er weiter, „bei in sin Lehrjahren ne starke Entwicklungsperiod hatt hett, un dei nu noch lebt und Hüter anfrickt un sich mit Laternenanstrichen noch en Schilling nebenbi verdient!“

„Na, diese Nachricht war ja für einen Schlaganfall eingerichtet. Ich glaube, wenn man mich zur Arbeit gelassen hätte, ich hätte keinen Tropfen Blut gegeben. Ich mußte mich erst richtig sammeln, bis ich dem Manne antworten konnte.“

„Mein guter Mann,“ sagte ich dann, „nehmen Sie das Bild mit dem Weiberkopf unter meiner Nase weg, wenn ich bitten darf. Und reden Sie sich weiter keine Leichböner an der Zunge! Ich bin nicht der richtige Kenner für ihre Bilder; Sie müssen sich an den Senator Rüfenbiter vorwenden. Der hat gesagt, mein Bild sei der Menschenhaß, und dabei bleibt's. Sie können mir nichts vormachen! Und wenn Sie ein bißchen von Kunst und Literatur verstehen, dann ist Ihr Bild die Neue, und reichlich so viel wert als mein Haß. Aber ich habe an meinen Haß genug! Vielleicht kauft sich Senator Rüfenbiter die Neue!“

„Gaud,“ sagte der Gärtner, „dann geh ich mit der Neue nach Rüfenbiter!“

„Tun Sie es,“ rief ich ihm, „und sagen Sie ihm, ich könnte hundert Mark für mein Bild wieder bekommen, und zwar von einem hervorragenden Kunstkennner. Der Mann hat heute bloß nicht so viel Geld übrig!“

Gärtner Grundgeiter zog mit seiner Neue ab. Nach einer Stunde etwa bekam ich Besuch von Senator Rüfenbiter, der die Hände rieb, als wenn er sie auswaschen wolle und mich fragte, ob es wahr sei, was der Gärtner ihm erzählt habe, ob ich die Neue wohl auf achtzig Mark schätze.

„Was ich gesagt habe, kann ich vertreten, Herr Senator,“ erwiderte ich, was Sie tun wollen, geht mich nichts an. Ich lasse mich nicht darauf ein, Bilder zu tarieren! Ich selbst kaufe das zweite Bild nicht, weil mein Etat nicht für solche Ausgaben reicht!“

„Nun, um zum Schluß zu kommen, Rüfenbiter, hat das Bild von Frau Grundgeiters Großmutter wirklich für sechzig Mark gekauft! Er schloß den Kauf etwas eilig ab, damit keiner dazwischen käme. Wo er seine Neue hängen hat, weiß ich nicht! Ich verlehre ja nicht mit dem Mann. Aber das Beste an dieser kleinen Geschichte von Menschenhaß und Neue ist, daß dem Gärtner mit dem Verkauf der Bilder wirklich gelungen wurde. Mit der geringen Summe, die ihm nun zur Verfügung stand, konnte er einen kleinen Garten pachten und die Pacht im voraus bezahlen. Und für mich hat die Geschichte das Gute gehabt, daß ich mir das Klugreden über Kunst abgewöhnt habe.“

„Nun,“ sagte ich, „dann kann die Geschichte noch weiter Gutes stiften dadurch, daß ich sie niederschreibe und die Leser von der Ansicht überzeuge, daß man nicht um jeden Preis in ein Kunstwerk eine Idee hineinlegen soll, wenn keine drin liegt.“ Und wenn die Leser dies einsehen, können sie nun ja getrost Fibibusse aus der Geschichte machen.

Vermischtes.

Zur Ferlobung des Kronprinzen. Ein frohes Ereignis, das überall mit herzlichster Freude begrüßt worden ist, hat sich in unserem Kaiserthum vollzogen. Der deutsche Kronprinz ist am 6. Mai 1882 geboren, steht somit im 23. Lebensjahre. Seine hohe Braut, die künftige Deutsche Kaiserin, Cecilie Luigite Marie, die Schwester des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, ist als Tochter des heimgegangenen Großherzogs Friedrich Franz III. und seiner noch lebenden Gattin Anstaltia, geborenen Großfürstin von Rußland, am 20. September 1856 in Schwerin geboren, beging also ihren 18. Geburtstag. Die herzogliche Braut von Mecklenburg ruft namens-

lich in Preußen auch die Erinnerung an eine andere Fürstin ihres Hauses, allerdings aus der Strelitzschen Linie, an die Königin Luise nach, deren Bild im Herzen des Volkes als dasjenige der vielgeprüften Mutter des ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause noch dauernd lebt. Möge die hohe Braut ihr gleichkommen in allen edlen Eigenschaften der Frau und Fürstin, in der Hochschätzung und Liebe des Volkes, ohne gleich ihr von schweren Geschicken heimgesucht zu werden. Auf der Titelseite bringen wir unsern Lesern die Abbildung des Brautpaares.

Am 5. September beging der Reichstagspräsident Graf Ballestrem in voller Mündigkeit seinen 70. Geburtstag. 1872 trat er in das parlamentarische Leben ein und hat von da an für den Wahlkreis Lublitz-Loß-Gleiwitz mit Unterbrechungen von 1893 bis 1898 bis auf den heutigen Tag an hervorragender Stelle in der Zentrumspartei gewirkt. Von 1890 bis 1893 unterlag er bei Gelegenheit einer Abstimmung über die Militärvorlage einer Majorität im Zentrum, die unter Führung Dr. Siebers gegen die eingebrachte Vorlage stimmte. Infolgedessen blieb er der nächsten Legislaturperiode fern, wurde aber dann, nachdem er 1898 wieder ein Mandat zum Reichstag angenommen hatte, zum Präsidenten gewählt. Im Preussischen Abgeordnetenhaus saß er von 1891—1893 als Vertreter des 5. Wahlkreises Oppeln (Zarnowitz-Deuthen-Königsbütte-Zabrze-Kattowitz), wurde aber am 30. März 1903 durch Allerhöchsten Erlaß unter Verleihung erblichen Rechts auf Sitz und Stimme in das Herrenhaus berufen, in der Bestimmung, daß dieses Recht an den ungetrauten Besitz des graflich von Ballestrem'schen, aus den Rittergütern Blawitzowitz im Kreise Gleiwitz, Mada und Bistauitz im Kreise Zabrze nebst Zubehörungen bestehenden Adelskomplexes geknüpft ist und sich nach den Regeln der Primogenitur im Mannestamme des Grafen Franz von Ballestrem vererben soll. Mit der Berufung ins Herrenhaus erreichte natürlich die Mitgliedschaft des Abgeordnetenhauses ihr Ende.

Alles zu gleichen Teilen (siehe unser Bild auf Seite 308) will der durstige Lehrsührer verteilt wissen. Er ist ein begeisterter Zukunftssozialist, nur daß er nicht leidenschaftlich die Güter dieser Welt verteilen will, sondern alles „mit Mäßen“, das heißt, er will bei allen gefüllten Maßkrügen seinen Mund dabei haben. Ob die Theorie, alles über einen Kamm zu scheeren und alles zu gleichen Teilen abzumessen, sich in der Praxis bewähren wird — die Antwort darauf müssen wir den Zukunftsstaatsmännern überlassen.

Heiteres.

Kurze Kritik. „Wie war denn die Barouin auf dem Balle angekommen?“ — „Größtentheils.“

Immer korrekt. Frau (zum Briefträger): Herr Meier ist gestorben, seine Leiche ist gefahren nach Gotha überführt worden. — Briefträger: „Schön!“ (Schreibt auf den Brief): Adressat ist nach Gotha verzogen.

Gewählt ausgedrückt. Frau Kommerzienrätin (auf der Spitze des Nigis die Aussicht betrachtend): „Eine reizende Weltanschaung!“

Aus einer Verteidigungsrede. Verteidiger: „... Und noch eines. Der Angeklagte hat eine Mutter gehabt. Wenn dies, meine Herren Geschworenen, auch bei Ihnen der Fall war, so werden Sie dem Angeklagten gewiß mildernde Umstände nicht verjagen!“

Katzenberstüte. Professor: „Neyer, können Sie denn nicht aufmerksam sein? Mit dem einen Ohr hören Sie mir zu, mit dem andern sehen Sie wieder zum Fenster hinaus.“

Schlau. „Warum willst Du durchaus keinen Arzt heiraten?“ — „Gehr einfach! Weil es mit der herrlichen Wadereise zu Ende wäre.“

Forzortlich. Hausfrau (leise): „Als Tischnachbarn werden Sie den berühmten Botaniker, Professor Grüntern haben! Dame: „Ich weiß die Ehre zu schätzen, aber stellen Sie wenigstens die Blumen von meinem Platz weg, sonst muß ich mir wieder sämtliche Staubfäden vorzählen lassen!“

Geschäftliches.

Damwidrücken gebraten. 6 Personen, 3 Stunden. Der gut zurechtgehauene und abgelegene Rücken wird mit Streifen von Luttipek geprügelt, fein gelassen und in die Wärme gelegt, deren Boden man mit Scheiben fetten Specks und Butterfläcken belegt hat. Darauf legt man den Braten, gießt kochende Butter darüber und läßt ihn unter öfterem Begießen im Bratofen 40—50 Minuten braten, ehe man etwas aus dem Abfällen des Rückens und Speckentrütern gedöchte Widribribe dazu gießt. Sobald der Braten weich genug ist, entfettet man die durch ein Sieb geseifene Sauce, verkostet sie mit 2 Glas Rotwein schmeckt ab und würzt sie mit 10—15 Tropfen Maggi's Würze.

Bilder-Rätsel.



II.



Auflösung erfolgt in nächster Nummer.

Rätsel-Ecke.

S o m o n y m.

In Sommermorgen
 Lieb ich mit Wohlbehagen
 Durch milde, warme Lüfte
 Euch' Blütenhonigdüfte.

Ich leb im dunkeln Walde,
 In fels'ger Bergeshalde;
 Wird mich der Jäger sehen,
 Dann ist's um mich geschehen.

Kreuz- und Querscharade.

1	2
3	4

1 2 Schuf zarte Harmonie.
 3 4 wird von dem Herrn verfliehen,
 1 4 nennt Dir ein Spiegelpaar
 Das glänzt und leuchtet hell und klar.
 Und was durch 2 4 wird genannt,
 Ist Dir als deutsche Stadt bekannt.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Diamant - Rästel.

A
 z
 a
 f
 e
 r
 m
 o
 e
 m
 p

Logogriff.

Kardätsche. — Kartätsche.

Altbewährt
MAGGI Würze
 einzig in ihrer Art

Kufeke's Kinder-
mehl
 hervorragend
 bewährt bei
 Darmkatarrh,
 Diarrhoe,
 Brechdurchfall etc.
 Von tausenden von Ärzten des in- und Auslandes empfohlen.

Vergleichen Sie
 alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
 in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
 dann kaufen Sie bestimmt bei
Christian Günther,
LEIPZIG-PLAGWITZ
 Postfach Nr. 62.
 Bekanntestes
 Tuch-Versandgeschäft.
 Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
 Fordern Sie mit 5 Pf.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

